

Ein diskussionsreicher Haufen auf der Suche nach Utopie

Ingrid Hotz-Davies ist seit vielen Jahren Professorin für Gender Studies und Englische Literaturwissenschaft in Tübingen. Grund genug für *attempo!* einmal nachzufragen, womit sie sich eigentlich beschäftigt.

attempo!: Wie kamen Sie dazu, sich mit Gender zu beschäftigen?

Hotz-Davies: Ich bin auf ein Mädchen-gymnasium gegangen und mit einer alleinerziehenden Mutter aufgewachsen. Die Erkenntnis, dass Frauen grundsätzlich etwas nicht können, was andere können, die hatte ich damals nicht. Dass wir an das Geschlecht glauben, das war damals keine selbstverständliche Überzeugung. Ich wollte dann später wissen, wie das Geschlecht hergestellt wird und warum andere daran glauben. Ich habe erst an der Uni gemerkt, dass ich einen anderen Ort im Universum zu bewohnen schien als der Rest der Menschheit. Die anderen waren alle der Meinung, dass es so etwas wie männliche und weibliche Eigenschaften gäbe. Also zum Beispiel diese Überzeugungen, einige sind gut in Mathe andere nicht. Und die, die gut in Mathe sind, sind gut, weil sie ein spezifisches Geschlecht haben.

Hat diese überwiegend von Frauen beeinflusste Sozialisation sich auf Ihr Forschungsinteresse ausgewirkt?

Mich interessieren in der Forschung und der Lehre auch – vielleicht hat das mit meiner Sozialisation zu tun – die Darstellung von eingeschlechtlichen Räumen. Also Seefahrerromane oder weibliche Gemeinschaften, wo die Geschlechterdifferenz herausgenommen ist. Vielleicht, weil es keine gibt oder weil man sich schwer tut, sie zu konstruieren. Mich interessiert, ob das Geschlecht auch anders als binär zu denken ist. Andererseits weiß ich, dass das Geschlecht ein großer gesellschaftlicher Glaube ist, man kann nicht zum Zahnarzt gehen und eine Illustrierte aufschlagen, ohne dass einem

klar wird, dass die ganze Kultur nichts Besseres zu tun zu haben scheint, als kontinuierlich das Geschlecht herzustellen. Sobald ich das Haus verlasse, merke ich doch, dass ich als Frau wahrgenommen werde.

Wo genau liegt Ihr Erkenntnisinteresse und wie gehen Sie vor?

Ich suche etwas Utopisches, da ist die Literatur sehr gut, weil dort die Autoren relativ frei verschiedene Geschlechterrollen ausprobieren können. Ich will also die Texte finden, in denen das Überraschende passiert. Zum Beispiel besprachen wir vor kurzem den bekannten Roman von Jeannette Winterson „Written on the body“. Da ist die Erzählinstanz sehr verliebt in eine Frau, aber sie sagt es nicht und man weiß nicht, ist sie weiblich oder männlich? Man denkt natürlich die Autorin ist weiblich, also müssen auch ihre Figuren weiblich sein, dies ist aber eine außerliterarische Verführung. Im Seminar probierten wir dann unsere Geschlechterstereotypen aus, um dieses Problem zu lösen. Irgendwann sagten dann einige Studierende, es wäre ihnen jetzt egal, ob die Erzählinstanz männlich oder weiblich ist, das ist ja schon ein Schritt.

Kann es sein, dass wir einmal in einer Zukunft aus diesen Zuschreibungen herauskommen und die Geschlechterstereotypen auflösen? Kann es sein, dass sich die Genderwissenschaft einmal selbst auflöst?

Ich glaube nicht, dass wir in nächster Zeit so weit kommen werden, dass das Geschlecht seine Fähigkeit verlieren wird, kulturelle und soziale Gegebenheiten zu schaffen. Gender ist eine so mächtige Kategorie, dass man

kontinuierlich gegen eine Naturalisierung des Geschlechts anargumentieren muss. Wenn man das nicht immer macht, dann hat sich das gleich wieder so eingeschnackelt, dass alle Menschen glauben zu wissen, was Männer sind und was Frauen. Die Annahme der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit ist so mächtig, dass man kaum daran rütteln kann.

Wie wurde Gender Ihr Forschungsgebiet?

Das hat mit Gerechtigkeit zu tun. Alle Literaturgeschichten kennen fast nur männliche Autoren. Ich habe mich in die Autorinnen verliebt und die Frage, wie sie es überhaupt geschafft haben, zu schreiben. Die Erkenntnis, welcher ungeheure Bergaufkampf das war, die Frage, welche Thematiken ihnen offen standen und welche nicht, wie sie sich an Restriktionen vorbeischieben konnten oder auch nicht. Da ist die englische Literatur ein Gottesgeschenk, weil es sehr viele Autorinnen gibt und man immer wieder neue und auch Überraschendes entdecken kann.

Fragen Sie sich also, wie die Kategorie des Geschlechtes sich in den verschiedenen historischen Kontexten zeigt?

Ja, ob man als Frau oder als Mann etwas tun kann, was nicht vorgesehen ist. Das interessiert mich nicht nur bei den Frauen, sondern auch für Männer. Gender Studies ist die Richtung, die versucht, mit theoretischen Mitteln das Geschlecht selber zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Also auch die Prozesse, durch die Geschlechterdifferenz hergestellt wird, sind Gegenstand der Untersuchung.

Ingrid Hotz-Davies (rechts), Professorin für Englische Literaturen und Gender Studies im Gespräch mit Eva Christina Zeller.

Foto: Friedhelm Albrecht / Universität Tübingen



Foto: Friedhelm Albrecht / Universität Tübingen

Zu welchen Erkenntnissen sind Sie im Laufe der letzten Jahrzehnte gekommen?

Die Gender Studies müssen ständig ihre eigene Ethik hinterfragen. Wir müssen uns ständig versichern, dass wir wissen, dass es keinen unschuldigen Ort der Rede gibt, von dem aus man den epistemologischen Nullpunkt hätte. Die Geschlechterstudien haben sich immer weiter aufgesplittet, sie gehen aus dem eurozentrischen Fokus hinaus. Wir wissen nur, wie in spezifischen kulturellen Kontexten Geschlecht hergestellt wird. Aber sobald wir die Parameter verschieben, wird es schwierig.

Warum müssen sie sich als Disziplin ständig rechtfertigen?

Ja, das hängt an der Wirkmacht der Kategorie Geschlecht. Wir haben eine Überexponiertheit. Im Bereich Gender Studies kann man keine kleine Bewegung machen, ohne jemandem auf die Füße zu treten.

Wie stehen Sie zu der wiederkehrenden Kritik, beispielsweise vor kurzem von Harald Martenstein in der ZEIT?

Die Kritik gibt es immer wieder. Man bekommt ständig gesagt, du musst doch zugeben, dass Männer so sind und Frauen so. Aber wir haben heute ein besseres Verständnis für die Komplexität von Geschlecht. Wir haben die Position verlassen, die glaubt, es gibt eine klare Zweigeschlechtlichkeit und deshalb wollen die Frauen zum Beispiel nicht Professorin werden. Wir wissen, dass es nicht so einfach ist.

Die Frauen werden doch immer noch der Materie zugeordnet und sind deshalb hauptverantwortlich für den Nachwuchs. Wie sehen Sie das Verhältnis von Materie und Geist?

Ich habe viel Gleichstellungspolitik gemacht, vier Jahre lang in Tübingen und vier Jahre lang als Sprecherin der Landeskonferenz der Gleichstellungsbeauftragten und da sieht man das von der anderen Seite. Den Genderstudieshut musste ich dabei ablegen, das Spielerische, die Annahme, es könnte auch ganz anders sein. Da stehen Frauen vor der Entscheidung: „Kind oder Karriere“ oder „Kinder und Karriere“. Es kann dann schon sein, dass diese Entscheidung für ein Ne-

beneinander von beidem ausfällt; der Punkt ist, dass sie sich diese Frage deutlich häufiger stellen müssen als die Väter dieser Kinder. Das ganze Sex-Gender-System müsste verschoben werden. Man tut, als wäre die Frau die einzige Gestalterin des Problems. Geht die Welt davon unter, wenn Männer einige Jahre nicht so intensiv im Beruf sind?

Konnten Sie in diesen Jahren etwas verändern oder bewegen?

Die Frage ist ja immer: Warum gibt es nicht mehr Professorinnen? Heute bricht es nach der Promotion ab. Das Margarete von Wrangell-Programm ist ein tolles Programm, um Frauen bei der Habilitation zu unterstützen. Ich bin stolz darauf, dass ich mithelfen konnte, dieses Programm zu erhalten. Die Universität ist für Frauen auch abschreckend, sie leitet sich aus einer männlichen Mönchswelt ab. Da stellt sich die Frage für Frauen, will ich mich dort aufhalten, und wenn ja, kann ich es dort aushalten? Ich habe versucht, den Frauen Mut zu machen.

Wo stehen die Gender Studies heute?

Es gibt eine Hinwendung zur Materie, damit meine ich ein neues Interesse und Verständnis von materieller Vielfalt. Dies entsteht sicherlich in der Hoffnung, dem Automatismus der Geschlechterzuschreibungen etwas entgegenzusetzen. Die Gender Studies sind ein diskussionsreicher Haufen. Wir streiten uns ständig über Grundsätzliches, weil wir kein homogenes Gesamtes produzieren, weil wir sonst

selber normativ würden. Und dagegen kämpfen wir an. Deshalb ist es nirgendwo so modern geworden, dass die Forscherinnen und auch Forscher sich in ihre Forschung miteinbeziehen wie bei uns. Der Impuls ist der, dass man den immer nur scheinbar objektiven Blick der Wissenschaft nicht unhinterfragt für sich selber in Anspruch nehmen kann. Wir wissen, dass der Gestus der wissenschaftlichen Aussage normativ wird, dass wir an einem Spiel mitspielen, das man aber gleichzeitig aufrütteln muss. Gender Studies ist die Auseinandersetzung mit der Frage wie Geschlecht gemacht wird, im Abgleich mit anderen Markierungen.

Was haben sie erreicht?

Wir haben erreicht, dass die privilegierte Position der Unerreichbarkeit, – die wirklich eine Position der unsichtbar gemachten Männlichkeit ist – schwieriger geworden ist. Also, dass es Forschung geben könnte, ohne dass das Geschlecht eine Rolle spielt.

Braucht man sie weiterhin?

Man braucht uns also weiterhin, ja. In dem Moment, wo dies nicht ständig eingefordert wird, wo Geschlecht nicht kompliziert gemacht wird, fällt man wieder zurück. Also die Fragen, warum habt ihr wieder mal keine Frau dabei, warum gucken wir dies von dieser Position aus an und nicht von einer anderen. Man muss leider die gleichen Argumentationen immer wieder führen.

Das Gespräch führte Eva Christina Zeller.